

A man with a goatee and long hair, wearing a wide-brimmed hat and a light-colored shirt, is shown from the chest up. He is holding a revolver in his right hand and a dead animal head (possibly a deer or goat) in his left hand. The background is a soft, hazy landscape.

XEBAN

LARRY LASH

LETZTE
ABRECHNUNG
IN BOBSROAD

WESTERN-EDITION

A man in a dark, wide-brimmed hat and a dark coat is the central figure. He is holding two revolvers, one in each hand, in a ready position. In the foreground, a mounted deer head is visible, looking towards the left. The background is a hazy, outdoor setting. The overall tone is gritty and classic Western.

XEBAN

LARRY LASH

LETZTE
ABRECHNUNG
IN BOBSROAD



Larry Lash

Letzte Abrechnung
in Bobsroad

Western-Edition

XEBAN-VERLAG

Impressum

Neuausgabe

Copyright © by Authors

© Copyright dieser Lizenzausgabe by XEBAN-Verlag.

Verlag: Xeban-Verlag: Kerstin Peschel, Am Wald 67, 14656 Brieselang; xebanverlag@gmail.com

Lizenzgeber: Edition Bärenklau / Jörg Martin Munsonius

www.editionbaerenklau.de

Cover: © Copyright by Steve Mayer, nach Motiven, 2026

Korrektorat: Falk Nagel

Alle Rechte vorbehalten!

Das Copyright auf den Text oder andere Medien und Illustrationen und Bilder erlaubt es KIs/AIs und allen damit in Verbindung stehenden Firmen und menschlichen Personen, welche KIs/AIs bereitstellen, trainieren oder damit weitere Texte oder Textteile in der Art, dem Ausdruck oder als Nachahmung erstellen, zeitlich und räumlich unbegrenzt nicht, diesen Text oder auch nur Teile davon als Vorlage zu nutzen, und damit auch nicht allen Firmen und menschlichen Personen, welche KIs/AIs nutzen, diesen Text oder Teile daraus für ihre Texte zu verwenden, um daraus neue, eigene Texte im Stil des ursprünglichen Autors oder ähnlich zu generieren. Es haften alle Firmen und menschlichen Personen, die mit dieser menschlichen Roman-Vorlage einen neuen Text über eine KI/AI in der Art des ursprünglichen Autors erzeugen, sowie alle Firmen, menschlichen Personen, welche KIs/AIs bereitstellen, trainieren um damit weitere Texte oder Textteile in der Art, dem Ausdruck oder als Nachahmung zu erstellen; das Copyright für diesen Impressumstext sowie artverwandte Abwandlungen davon liegt zeitlich und räumlich unbegrenzt beim XEBAN-Verlag. Hiermit untersagen wir ausdrücklich die Nutzung unserer Texte nach §44b Urheberrechtsgesetz Absatz 2 Satz 1 und behalten uns dieses Recht selbst vor. 13.07.2023

Inhaltsverzeichnis

[Impressum](#)

[Das Buch](#)

[Letzte Abrechnung in Bobsroad](#)

[1. Kapitel](#)

[2. Kapitel](#)

[3. Kapitel](#)

[4. Kapitel](#)

[5. Kapitel](#)

[6. Kapitel](#)

[7. Kapitel](#)

[8. Kapitel](#)

[9. Kapitel](#)

[10. Kapitel](#)

[11. Kapitel](#)

[12. Kapitel](#)

[13. Kapitel](#)

[14. Kapitel](#)

[15. Kapitel](#)

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

Der Autor Larry Lash

Eine kleine Auswahl der Western-
Romane des Autors Larry Lash

Das Buch



Ernest Black freut sich auf ein Wiedersehen mit seiner Schwester, seinem Schwager und deren Kindern, als er nach Bobsroad kommt, einer kleinen Stadt in Nebraska, neben den Gleisen der Union Pacific. Zu seinem maßlosen Entsetzen trifft er nur auf deren Gräber und hat bald den schlimmen Verdacht, dass sie keines natürlichen Todes gestorben sind. Rasch entdeckt Ernest, dass neben den Schienen die blanke Gewalt regiert. Ed Weaver, ein mächtiger Großrancher, terrorisiert mit seinen Raureitern die Arbeiter an der Eisenbahn, die von der Regierung für ihre Mühen mit 50 Acres guten Weidelandes bezahlt werden. Weaver möchte sein Imperium vergrößern und seine Macht ausbauen. Auch vor Mord schreckt er dabei nicht zurück. Ernest wagt es, gegen Weaver und seine Bande anzutreten, notfalls auch alleine, denn von den drangsalierten und eingeschüchterten Bürgern Bobsroads kann er kaum Hilfe erwarten. Aber Ernest lässt sich davon nicht abschrecken, denn unter Weavers Reitern befindet sich der Mörder seiner Familie ...

Letzte Abrechnung in Bobsroad

Western von Larry Lash

1. Kapitel

Als Ernest Black seinen hochgebauten Rappen anhielt, sah er auf eine der kleinen, wilden Städte herab, die beim Bau der Union-Pacific-Bahn rechts und links des Schienenstranges von skrupellosen Existenzen gegründet worden waren.

So manche dieser damals erbauten Städte war längst wieder verlassen worden. In den Holzhäusern hatte sich Getier angesiedelt. Durch leere Fensterhöhlen piff der Wind. Er zerrte an den verbogenen Fensterrahmen, öffnete und schloss die Türen knarrend, als ob die Geister der Menschen, die einst in den verlassenen Häusern gewohnt hatten, noch in den alten Städten spukten.

Diese kleine Stadt, die Ernest im Tal liegen sah, war noch bewohnt. Sie lag am Schienenstrang, ganz nahe dem Schwellenzaun, von dem die Fahrgäste der Union Pacific kaum noch wussten, dass jede seiner aufrechtstehenden Schwellen auf dem Grab eines Bahnarbeiters, Scouts, oder sonst eines weißen Mannes errichtet worden war, der im Kampf gegen die Cheyenne sein Leben hatte lassen müssen. Dabei lag diese wildbewegte, unheimliche Zeit kaum ein Jahr zurück. Nur noch der Name einer Stadt, »Cheyenne«, erinnerte an ein großes, stolzes Volk, das vergeblich versucht hatte, seine Heimat Nebraska, das Land, das ihm gehörte, gegen den weißen Eindringling zu verteidigen.

Die Cheyenne waren untergegangen, ausgelöscht. Nur vereinzelte, rabenfederngeschmückte, schwarzbemalte, mit blutroten Schminkzeichen im Gesicht gezeichnete Todgeweihte, mochten sich weit zurückgezogen haben und in freiwilliger Einsamkeit hausen, bis auch sie, von der Kugel eines weißen Mannes getroffen, ihr Leben verlieren würden.

Nun, Ernest war auf seinem weiten Ritt hierher, vom südlichen Zipfel Arkansas, keinem Indianer begegnet, umso mehr weißen Siedlern, ehemaligen Bahnarbeitern, die laut Vertrag mit der Union Pacific nach zweijähriger Arbeit eine Heimstätte von fünfzig Acres Land erhalten hatten.

Viele ehemalige Bahnarbeiter hatten bereits ihre Heimstätten in Besitz genommen und längs der Bahn gesiedelt. Bei ihnen hatte Ernest oft eine Mahlzeit und einen Platz für sich und sein Pferd für die Nacht erhalten.

Mit seinen Gastgebern hatte er sich oft über die wildbewegte Vergangenheit des Landes unterhalten. Sie waren es auch gewesen, die ihn gewarnt hatten, nach Bobsroad zu reiten ...

Die kleine Stadt vor ihm unten im Tal war also Bobsroad, Bobs Weg. In ihr war der wüste Wegelagerer, Cheyenne-Hasser und Indianertöter, Bob Swan genannt, von sieben Cheyenne auf den langen Weg gebracht worden, von dem es keine Rückkehr mehr gab. Der riesige Eichenbaum, von dem aus Bob die Reise antreten musste, stand noch mitten in der Stadt auf einem großen, freien Platz, von Ernest Blacks Standpunkt prächtig anzusehen.

Ernests dunkle, fast schwarz wirkende Augen zogen sich schmal. Mit der nervigen, rechten Hand strich er sich das schwarze, unter der Stetsonkrempe herauslugende Haar glatt. Weit im Sattel vorgebeugt betrachtete er die Stadt, aus deren Holzhäusern graublauer Holzrauch emporstieg.

Nein, er konnte nichts Besonderes an dieser Stadt finden. Sie lag im hellen Sonnenschein sehr friedlich, fast träumend da.

Deutlich sah man die Rindercorrals am Verladebahnhof. Im Hintergrund floss der Elk River, jener Fluss, der in den vergangenen Jahren so heiß und erbittert umkämpft worden war, und an dessen Ufern sich weiße und rothäutige Menschen in erbittertem Ringen gegenübergestanden und den Tod gefunden hatten. Nichts verriet mehr davon, dass an den Ufern dieses Flusses der Tod reiche Ernte hielt. Längst hatte der Wind die Spuren des unbarmherzigen Ringens verweht. Längst waren die letzten Schreie, das dröhnende »Uhorrr, Uhorrr«, der Cheyenne, verhallt.

Doch geblieben waren die Zitterpappeln, die Schwarznussgehölze, die weiter im Hintergrund von Erlen und Weidenbüschen abgelöst wurden. Geblieben war die einmalige Schönheit dieses Landes. Eine Schönheit, die jeden Mann begeistern musste.

»Nur vorwärts, Blacky«, redete Ernest sein Pferd an, nach der Art eines Mannes, der gewohnt war, viel allein und einsam zu sein, und der ab und zu seine eigene Stimme hören musste.

Er hatte eine angenehme, dunkle Stimme, die der Rappe genau kannte, und so, als ob er Ernests Worte verstanden hätte, setzte er sich jetzt in Bewegung, ohne Sporendruck und Zügelhilfe. Pferd und Reiter bildeten eine Einheit, waren aufeinander eingespielt, schienen sich außerordentlich gut zu verstehen.

Als Ernest Blade ins Tal hinunterritt, konnte er die Stadt nicht mehr sehen, denn sie verbarg sich jetzt hinter den Schwarznussgehölzen vor seinen Blicken. Sein schmales, braungebranntes Gesicht zeigte buschige Augenbrauen, unter denen die dunklen Augen fast versteckt in tiefen Höhlen eingebettet lagen. Sein Mund verriet Energie, Willen und die Beharrlichkeit eines Menschen, der ein sich einmal gesetztes Ziel um jeden Preis anreitet.

Ernest Black war dabei, sein Ziel zu erreichen. Aber es stimmte ihn nicht froh, sondern er schien im Gegenteil wachsamer zu werden, je weiter ihn die Hufe seines Pferdes trugen.

Er hielt ein zweites Mal an, als vor ihm, aus dem Gesträuch von Schwarznussgehölzen, das Dach einer Hütte sichtbar wurde.

Nicht die Neugier und nicht der Anblick des windschiefen Daches hatten ihn anhalten lassen, sondern ein eigentümlicher Laut, den er und sein Pferd vernommen hatten.

Das Pferd blieb ganz ruhig unter dem Sattel stehen. Es spitzte die Ohren, und sein Reiter lauschte, doch das Geräusch wiederholte sich nicht.

Und doch hatte es Ernest ganz deutlich gehört, so deutlich, dass er sein Pferd angehalten hatte. Das Stöhnen, das der Wind von der Hütte herübergetragen hatte, hörte man nicht mehr.

Ein anderer Reiter hätte sich vorgemacht, dass der Wind das Stöhnen im Gehölz verursacht haben mochte und wäre weiter auf dem Weg geblieben, der zur Stadt hinunterführte. Nicht so Ernest, denn sein Misstrauen war erwacht. Er hob sich aus dem Sattel, langte die Zügel und zog den Rappen vom Wege ab hinter sich her auf die Moospolster, die den Hufschlag wie auf einem Teppich dämpften. In voller Absicht verließ er den Weg, der an der Hütte vorbeiführte und voll einzusehen war. In Deckung der Schwarznusssträucher ging er dann, sein Pferd hinter sich herziehend, auf die kleine Hütte zu.

Er hatte die Strauchgruppe noch nicht verlassen, als er das Stöhnen aus dem Hause wiederum hörte. Es war laut genug, dass er dieses Mal keine Zweifel mehr haben konnte.

Ernest band sein Pferd an einen tiefhängenden Ast und setzte seinen Weg allein weiter fort, tauchte wenig später am Gehölzrand auf und blickte auf die alte Hütte, deren Tür weit offen stand.

Das Sonnenlicht reichte indes nicht aus, um das Dunkel im Innern der Hütte zu erhellen. Von seinem Beobachtungsplatz aus sah Ernest nur die verschwommenen Umrisse eines Tisches und eines

klobigen, selbstgebastelten Stuhles. Weiter war nichts zu erkennen.

Ernests Blick schweifte ab, wanderte über die Hütte hin, die sehr alt war und nach jenen Erdhütten aussah, wie sie die ersten Pioniere erbaut hatten. Sie war so primitiv errichtet, dass sie einem Stalle glich. Zurechtgehauene Baumstämme waren ganz einfach in den Boden gerammt und Tür und Fenster später eingesägt worden. Das Fenster war so klein, dass es einer Lichtluke glich, und die Tür aus dicken Bohlen hing in rostigen Angeln.

In der Tür der Hütte steckte eine alte, rostige Axt, die noch dem Erbauer gehören mochte, der sie zum Zeichen, dass seine Hütte als Eigentum für jedermann erklärt wurde, in die Tür geschlagen hatte, nach der Sitte der Pioniere damit zum Ausdruck bringend, dass jeder, der die Hütte haben wollte, sich in ihr wohnlich einrichten konnte. Der Griff dieser Axt war von der Witterung aufgespalten. Doch das interessierte Ernest nicht so sehr.

Ernests Blick wanderte weiter zum kleinen Stangencorral hin.

Dieser war leer. Es stand kein Reittier darin, auch kein abgestelltes Gefährt war zu sehen.

Verlassen stand der Schwingbrunnen, verlassen lag das Haus, und doch ...

Wenn jemand ihn anreiten gesehen hatte und ihm hier eine Falle stellen wollte, dann wollte er sich von dieser Art des Fallenstellens nicht überrumpeln lassen. Es war zu

einfach, die Hilfsbereitschaft eines Mannes herauszufordern, um dann ...

Ein bitterer Zug grub sich um die Mundwinkel von Ernest Black. Die bitteren Falten zeigten deutlich, dass er seine Lektionen mit Menschen bereits hinter sich hatte, dass er ihre Gemeinheit, ihre Tücke und ihre Hinterlist am eigenen Körper zu spüren bekommen hatte.

Seine Rechte tastete zu dem glatten Walnussholzgriff des tiefgeschnallten 45er-Colts und strich über den Kolben hinweg, als müsste Ernest sich von dem Vorhandensein der Waffe überzeugen.

Noch hatte er sich eine gewisse Deckung verschafft und wagte es nicht, den freien Raum zu betreten. Seine Augen tasteten sorgfältig die Umgebung ab, und dann erst, als er nichts Verdächtiges bemerkte, verließ er das schützende Gesträuch und ging auf die Hütte zu, ganz langsam, betont ruhig. Er war bereit, bei dem geringsten Anzeichen einer Gefahr von seiner Waffe Gebrauch zu machen, doch es geschah nichts. Es flammte kein Mündungslicht auf, und keine Kugel schlug nach ihm.

Ernest erreichte die Tür und konnte mit einem schnellen Satz in das Innere der Hütte gelangen, ohne dass ihm aus der Hütte ein Halt befohlen wurde. Sie war groß und geräumig, offenbar früher ein Pferdestall. Er hörte das scharfe Atmen eines Menschen aus der gegenüberliegenden, linken Ecke des Raumes, wo die Dunkelheit in der Hütte am tiefsten war.

Seine Augen, die sich rasch an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnten, sahen auf einem Fichtenreisiglager eine magere Männergestalt, die sich aufzurichten versuchte und sich vergeblich bemühte, einen Revolver auf ihn in Anschlag zu bringen.

»Tue es nicht, Freund!«, riet Ernest dem Unbekannten. Doch auch ohne seine Warnung war der Mann auf dem Lager nicht fähig, die Waffe in Anschlaghöhe zu bringen. Sie entfiel seiner Hand und fiel scheppernd zu Boden. Die Kraft verließ ihn, und er sank mit einem leisen Schrei auf sein primitives Lager zurück. Mit wenigen raschen Schritten war Ernest an seinem Lager und sah auf den Mann herab, dessen weitoffene Augen ihm mit einem Ausdruck von Schrecken und panischer Angst entgegenstarrten.

Ein rascher Blick ließ Ernest die schlimme Situation erkennen, in der sich der Fremde befand. Er trug um Brust und Schulter einen stark durchgebluteten Verband, der nur notdürftig angelegt war und die Blutung nicht ganz gehemmt hatte. Wahrscheinlich hatte er sich den Verband selbst angelegt und war durch den hohen Blutverlust so geschwächt worden, dass er nicht in der Lage war, den Verband so zu richten, dass er wirksam wurde.

Wortlos ging Ernest wieder. Er verlor keine Zeit mit unnützen Fragen, keine Zeit mit langen Untersuchungen. Wenn diesem Manne geholfen werden sollte, so musste es schnell, ohne langes Zögern geschehen. Später konnte

geredet werden, konnten Informationen eingeholt werden. Später, nicht jetzt ...

Ernest ging zu seinem Rappen, band das Tier los und zog es hinter sich her in die Hütte hinein. In den Satteltaschen des Rappen befand sich außer dem, was ein Reiter auf einem langen Trail mit sich zu führen hatte, auch Verbandszeug. Er holte das Verbandszeug aus der Satteltasche, legte es bereit, und sah sich um. Zum Glück fand er einen alten Topf und auch Holz beim Ofen. Den Ofen anheizen, den Topf voll Wasser machen und aufsetzen, waren Handlungen, die Ernest ausführte, um sich für seinen Samariterdienst vorzubereiten.

Der Fremde hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und sagte jetzt mit schwacher, heiserer Stimme: »Wozu das alles, Fremder? Niemand wird es dir danken. Du machst dir nur unnütze Schwierigkeiten in dieser Stadt.«

Am Akzent erkannte Ernest, dass er ein Halbblut vor sich hatte, also einen Mann, dessen Eltern aus der weißen und roten Rasse stammten. Mischlinge aber wurden in einem so neu erschlossenen Land wie Nebraska wie die Aussätzigen behandelt. Man trug es ihnen nach, dass sie Indianerblut in sich hatten und stellte ihnen überall nach. Nirgendwo waren sie gelitten, und man sah mit Verachtung auf sie herab. Ja, man hasste sie sogar, schlimmer noch als man den roten Mann gehasst hatte.

Und alles Böse schob man ihnen in die Stiefel, Mord und Pferdediebstahl, Überfall und gewalttätige Verbrechen.

Wenn der Verwundete gesagt hatte: »Niemand wird es dir danken«, so lag darin die ganze, furchtbare Wahrheit über das Los der Halbbluts, die dazu verurteilt waren, außerhalb der Gesellschaft zu stehen.

Ernest gab dem Schwerverwundeten keine Antwort darauf, denn für ihn war es selbstverständlich, dass einem Manne in Not Hilfe zuteilwerden musste, ohne nach der Rasse, der Hautfarbe, nach dem Warum zu fragen. Wenn dieser Mann am Leben bleiben sollte, dann musste gehandelt werden.

Der Mann war übel zerschossen worden. Die Tatsache, dass er aber eine zähe Natur hatte, zeigte sich daran, dass er sich noch unterhielt und so tat, als wäre das Sterben für ihn bereits eine abgeschlossene Sache.

»Fremder«, hörte Ernest ihn mühsam sagen, »wenn du schon etwas Gutes tun willst, dann hilf meiner Frau, meinem Jungen und meiner Tochter. Bei mir ist alle Mühe umsonst. Ich spüre bereits die Kälte in mir und habe nicht mehr lange zu leben. Ich ...« Er sprach nicht weiter und versank in Ohnmacht.

Als er daraus wieder erwachte, hatte Ernest ihm bereits zwei Kugeln herausgeholt und die Fesselung, mit der er seinen Patienten bei der Operation ruhiggehalten hatte, wieder gelöst. Er war gerade dabei, die Spuren seines Samariterdienstes zu tilgen.

Der Verwundete öffnete die Augen und blickte Ernest fragend an. Dieser nickte ihm zu: »Nur keine Sorge, Freund«, sagte er zu ihm. »Zwei Kugeln bewahre ich dir

zum Andenken auf. Du wirst durchkommen, wenn du dich ganz ruhig verhältst. Du wirst deine Familie wiedersehen.«

»Ich weiß nicht, was mit mir geschehen ist, doch ich fühle, dass die Kälte verschwindet. Es ist mir wie ein Wunder.«

»Es gibt einige Dinge in der Medizin, die hin und wieder Wunder wirken, und die jeder wissen sollte«, antwortete Ernest, und zum ersten Mal zeigte sich ein Lächeln auf seinem Gesicht. »Schließ die Augen und versuche, zu schlafen. Denke daran, wenn du sie wieder aufmachst, wird es dir noch bedeutend besser gehen.«

Gehorsam tat der Verwundete, wie ihm befohlen wurde. Ernest aber hatte eine Menge zu tun. Er packte aus, was in seinem Proviantpacken war. Ein zweiter, verbeulter Topf stand bald auf dem Herd, und darin kochte er eine Suppe.

Als Ernest einmal kurz vor die Tür der Hütte trat, schaute er in die Richtung, in der die Stadt liegen musste. Sicherlich, er hatte sein Ziel noch nicht erreicht. Doch was tat es, hier war er wichtiger, hier galt es, ein Menschenleben zu retten.

2. Kapitel

Etwa fünfzig Jahre alt mochte der Mann sein, dem Ernest die Kugeln entfernt hatte. Er hatte glattes, schwarzes Haar und war bartlos wie ein Indianer. Seine Hautfarbe jedoch war die eines Weißen. Der Mann sah so hager aus, dass man die Not, die er mitgemacht hatte, an seinem Körper feststellen konnte.

Jetzt schlief er ruhig, zugedeckt von einer Decke, die Ernest über ihn gebreitet hatte. Seinen Revolver hatte Ernest untersucht und darin noch zwei Patronen vorgefunden. In den anderen Kammern steckten leere Patronenhülsen. Ernest ließ die Waffe wie sie war und legte sie dem Verwundeten neben das Lager in Griffnähe.

Der Ofen war ausgegangen, und es dämmerte bereits. Er sah einen starken Reitertrupp in Richtung der Stadt reiten und hörte einen der Reiter beim Anblick der Hütte sagen: »Halten wir doch an und schauen nach, ob Ian Sterling, das verteufelte Halbblut, bereits die lange Reise angetreten hat.«

»Wozu denn? Der ist tot, das ist so gewiss, wie die Tatsache, dass morgen wieder ein neuer Tag beginnt. Jeden Rinderdieb sollte man so mit Blei bedienen, dass er sich in einen Winkel verkriecht. Der Boss räumt jetzt mächtig mit diesen Schuften auf, die sich ihren Fleischtopf von Rindern seiner Weide füllen wollen, und es ist recht so.«

Gelächter klang auf. Zwei Reiter lösten sich von dem Trupp, und während die anderen am Wege ihre Pferde

anhielten, kamen die beiden Reiter auf die Hütte zugeritten. Ernest sah sie auf ihren drahtigen Rinderpferden näher kommen. Zwei hagere Männer, die nur bis auf eine Distanz von zwanzig Yard herankamen, denn in diesem Augenblick hörten sie Ernests Stimme. Diese klang jetzt nicht mehr so freundlich volltönend, sondern so, als ob eine Stahlsaite zum Schwingen gebracht worden wäre.

»Das ist weit genug!«

Die Überraschung der beiden Reiter war sehr groß. Sie zügelten sofort ihre Pferde und hoben sich in den Sätteln, als hätte ihnen jemand einen glühenden Brand auf die Satteldecken gelegt. Die übrigen Reiter im Hintergrund am Wege bewegten sich sogleich unruhig, und jemand schrie: »Heh, was ist das? Was soll das?«

»Es sieht so aus, als hätte Ian einen Krankenwärter gefunden, der ihn davor bewahrte, ins Jenseits zu gelangen. Er hat aber Ian einen schlechten Dienst erwiesen. Komm heraus, Fremder, und zeig dich uns!«

Ernest wusste sogleich, dass er es mit einem hartgesottenen Rudel zu tun hatte. Mit einem Blick hatte er diese Sorte von Männern erkannt, die auf dem Wege in die Stadt waren. Raubbrancher stellten solche Reiter ein, gewalttätige Burschen, denen es nicht gefiel, dass das Land an der Bahn von der Union Pacific längst schon vergeben worden war.

Ernest entsann sich der Warnungen der Siedler, als sie davon gesprochen hatten, dass es Interessengruppen gab,

die den Siedlern das Leben zur Hölle machten. Besonders die Siedler, die an der Bahnstrecke um Bobsroad herum siedelten, hatten unter dem unerhörten Druck gewisser Rancher zu klagen und zu leiden.

»Kehrt um und verschwindet!«, rief Ernest den Reitern aus seiner Deckung heraus zu. »Euer Besuch ist nicht erwünscht. Bleibt von nun an der Hütte fern!«

Die beiden Reiter vor der Hütte sahen sich mit seltsamen Blicken an. Die Reiter im Hintergrund glaubten, nicht recht gehört zu haben. Einer der Reiter antwortete rau: »Komm lieber heraus, bevor wir dir zeigen, wer in diesem Lande etwas zu sagen hat und auf welchem Gelände die Hütte steht.«

Weiter kam er nicht. Es blitzte in der Hütte am Fenster auf, und eine Kugel schlug dem Sprecher den Stetson vom Kopf.

»Eine kleine Warnung!«, hörten die Reiter die Stimme des ihnen Unbekannten. »Wer mit mir spricht, lüftet erst seinen Stetson, und dann kann er weiterverhandeln. Doch bevor ihr reitet, sollt ihr genau wissen, was ich von eurer Meute halte: In meinen Augen seid ihr ausgemachte Schufte! Denn wer auch immer einen Menschen so angekratzt und wie Ian Sterling hilflos liegenlässt, ohne sich seiner zu erbarmen, ist ein Schuft, ein ganz schäbiger Schuft!«

Das waren verteufelt harte Worte. Ernests Vorgehen hatte etwas Imponierendes an sich, etwas, was diese Reiter nicht gewöhnt waren.